

Aïcha

“Des barreaux sont des barreaux, même en or
Je veux les mêmes droits que toi
Du respect pour chaque jour
moi je ne veux que de l'amour.”

(Songtext: Khaled - Aïcha)

Ich sitze im feuchten Gras und blicke auf den Bodensee, der so ruhig ist, dass die Oberfläche beinahe einem Spiegel gleicht oder einer Cupcakecreme, die steif und unbeweglich, aber wunderschön die Oberfläche ziert. Nur die vereinzelt Enten, die sich davon nicht beeindruckt lassen, ziehen unentwegt ihre Kreise durch das Wasser. Der Wind fährt mir durch meine Haare und streichelt sanft meine Wange, immer wieder, ohne von der Liebkosung müde zu werden.

Diese Stimmung passt so gar nicht zu meinem Empfinden. Mein Herz ist aufgewühlt, mein Atem lässt sich kaum beruhigen und ich kann einfach nicht glauben, dass der Himmel so blau leuchtet und alles so friedlich ist.

Das kann nicht sein. Das darf nicht sein.

Als ich nach einigen Sekunden wieder auf das zerknüllte Blatt in meiner Hand starre, merke ich, dass meine Wangen inzwischen tränennass sind. Das bringt mich wieder zurück in die Realität und eilig packe ich meine Sachen zusammen und mache mich auf den Weg zu Lukas. Er muss es auch erfahren, auch wenn ich ihm die Nachricht gern erspart hätte.

Szenen einer gemeinsamen Zeit blitzen auf; Wasser, diesmal salzig, auf meiner Haut und der Geruch von Algen in der Luft. Das Versprechen von Abenteuer, aber was wir bekommen haben, war viel mehr, als wir es uns in unseren kühnsten Alpträumen hätten vorstellen können.

Es war vor über einem Jahr, als Lukas und ich beschlossen, nach Griechenland zu gehen. Lukas und ich waren unzertrennlich seit unserer Kindheit - zuerst waren wir Nachbarn und später im Studium wurde ich seine Mitbewohnerin. Als nun alle Prüfungen beendet und alle Arbeiten abgegeben waren, wollten wir nicht wahrhaben, dass nun ein Leben voller Arbeit und Alltag beginnen sollte und so machten wir uns kurzentschlossen auf den Weg Richtung Sonne und Süden. Wir verbrachten ein paar Wochen in Athen und ich war besonders fasziniert von Exarchia, dem Stadtviertel, das für mich eine unbeschreibliche Lebendigkeit widerspiegelte. Statt langweiligen Büros sah ich die Graffitis an den Wänden und statt Menschen in Anzügen fand ich eine Gruppe junger Aktivist*innen, die Lukas und mich dazu überredeten, mit ihnen nach Lesbos zu kommen - die Insel, auf der so viele Geflüchtete über das Mittelmeer kamen.

Naiv wie wir waren, ließen wir uns von ihrer sprühenden Motivation mitreißen und folgten ohne groß darüber nachzudenken in ein - wie wir dachten - weiteres Abenteuer.

Als wir ankamen, sah ich mit eigenen Augen zum ersten Mal die Szenen, von denen ich gelesen hatte, die ich aber nicht glauben wollte und vor allem nicht konnte, weil sonst mein Vertrauen in die Menschheit unwiederbringlich in die Brüche gegangen wäre. Und genau das passierte in dem Moment, als ich Moria zum ersten Mal erblickte. Benannt nach dem Land, in dem Abraham seinen Sohn Isaak opfern sollte, stand ein Flüchtlingslager, das mehr Slum als Unterkunft war. Zelte reihten sich aneinander, dazwischen Blechdächer und

aufgespannte Planen, die noch mehr Platz zum Leben oder Überleben schaffen sollten. Ich war fassungslos. Über 5000 Menschen lebten hier auf engstem Raum - in Europa unter Bedingungen, die ich nicht einmal meinen ärgsten Feinden gewünscht hätte. Irgendetwas in mir zerbrach in dem Moment, als die Bilder von meinen Augen über meinen Kopf direkt in mein Herz wanderten und sich dort hinein kauerten und mich in dem Wissen ließen, dass sie nie wieder vorhatten, daraus zu verschwinden. Ich weinte einen Tag und eine Nacht, dann noch einmal einen halben Tag, bis mir klar wurde, dass sich die Bilder und das Elend auch dadurch nicht wegschwemmen ließen. Also fasste ich den Entschluss, im Norden der Insel mitzuhelfen und eventuell ankommende Boote an Land zu bringen.

Wir beobachteten ununterbrochen das Meer, um in Seenot geratene Boote frühzeitig zu sehen und sie an eine Stelle zu leiten, die besser zugänglich war als die Felsen, an denen ihre Boote zu zerschellen drohten. Wir wechselten uns ab und verbrachten unsere Pausen mit Essen und schlafen, wenn wir es schafften, ein Auge zuzubekommen. Tote hatte ich bisher zum Glück noch nicht gesehen, aber viele Verletzte, Kranke und hoffnungslose Menschen.

Als ich eines Abends einen Spaziergang am Ufer machte, schaute ich auf das Meer hinaus. Es sah aus, als ob ein Gewitter aufziehen würde, die See war rau und das Wasser dunkelgrau. Die Sonne war beinahe verschwunden und der Mond und die Sterne würden ebenfalls Mühe haben, es durch die Wolkendecke zu schaffen. Ich war in Gedanken vertieft und nahm das leise Wimmern zuerst gar nicht wahr. Erst als es lauter und klagender wurde, hielt ich inne und sah mich um. Ich versuchte, keinen Ton von mir zu geben, da ich nicht wusste, wer oder was mich erwartete und ich allein und ungeschützt war. Es hörte sich an, als würde ein Mensch große Schmerzen leiden und nach kurzem Überlegen fasste ich den Mut, näherzukommen und der Anblick, der sich mir bot, ließ mich für einen Moment das Atmen vergessen, doch schon im nächsten eilte ich zu der Frau hin, die an einem großen Stein lehnte und sich zu bewegen versuchte. Ich murmelte ein paar beruhigende Worte auf englisch und fragte sie, ob sich aufstehen könne. Sie schüttelte langsam den Kopf und bat mich, bei ihr zu bleiben. Ich versuchte festzustellen, ob sie ernste Verletzungen hatte und sie deutete auf ihren Fuß, der geschwollen und möglicherweise verstaucht oder gebrochen war. "Wie heißt du?", fragte ich mit heiserer Stimme.

"Aïcha." Ihre Stimme hörte sich erschöpft und dunkel an. Stockend erzählte sie mir, dass ihr Boot weiter weg von der Küste gesunken war und sie geschwommen sei, bis sie nicht mehr konnte und schließlich das Bewusstsein verlor. Als sie wieder erwacht war, habe sie unten auf den Felsen gelegen und sei nach oben geklettert, wo sie sich auch verletzt habe.

Die Dunkelheit war nun endgültig hereingebrochen, doch wir redeten weiter, weil wir Angst vor der Stille hatten, Angst, was passieren würde, wenn wir den Augenblick hinter uns lassen und uns bewusst wurden, dass die anderen wahrscheinlich nicht überlebt hatten. Ich dachte zurück an die Nächte, in denen ich hier war, wie ich manchmal zu den Sternen nach oben schaute und mich fragte, ob sie die Grablichter all jener waren, die den Weg übers Mittelmeer nicht überlebt hatten. Wieso war es so schwer zu verstehen, dass Menschen lieber sterben würden, als dort zu bleiben, wo sie verfolgt und gefoltert wurden, wo sie nicht sein konnten, wer sie waren und die Zukunft keine war.

Die Zeit schien still zu stehen und Aïcha erzählte mir von ihrem Leben, ihren Träumen und was sie alles hinter sich gelassen hatte. Gitterstäbe blieben eben doch Gitterstäbe, auch wenn sie aus Gold waren, meinte sie trocken und erzählte von ihrer Familie, die zwar reich an Geld, aber arm an Mitgefühl war und sie schon als Jugendliche verheiratet hatte. Der

Mann, ein Freund ihres Vaters, war kein guter Mensch und als sie versuchte zu flüchten, wurde sie zum Tode verurteilt und konnte schließlich nur knapp entkommen. Aber das alles nur, um sich anschließend mit zu vielen Menschen zusammen in einem Schlauchboot auf den Weg über das Meer zu machen. Zu viele Menschen. So viele, dass sie abwechselnd sitzen mussten, weil nicht alle gleichzeitig am Boden Platz hatten. So viele, dass sie den Gestank und die verschwitzte klebrige Haut der anderen an ihrer eigenen nie mehr vergessen würde. Und so viele, dass das Boot sein Ziel nicht mehr erreichen konnte.

Irgendwann waren wir vor Erschöpfung doch kurz eingeschlafen von Albträumen geplagt, wachte ich erschöpft auf. Gemeinsam machten wir uns zurück auf den Weg zu unserer Unterkunft, ich trug Aïcha halb und sie versuchte mich humpelnd zu unterstützen.

Als wir die anderen erreichten, eilten sofort ein paar von ihnen her und halfen mir, Aïcha in das provisorische Krankenzimmer zu bringen. Lukas sah mir in die Augen und erwiderte meinen fragenden Blick mit einem leichten Kopfschütteln. Müde. Traurig. Ansonsten keine Überlebenden.

Schließlich nahm er mich fest ins seine Arme, doch es würde nichts mehr gut werden.

Ich rufe Lukas an und wir treffen uns am See. Wir sitzen still nebeneinander und ich glaube, er weiß, was ich nicht aussprechen mag. Er sieht das Entsetzen in meinem Gesicht, sieht meine rot verheulten Augen und sieht dann endlich auf meine Hände, die immer noch den zerknüllten Brief in meinen Händen halten, so fest, dass meine Fingerknöchel weiß hervortreten.

Als wir aus Griechenland zurückkamen, hatte ich noch Briefkontakt mit Aïcha, sie war meine Erinnerung an etwas, an das ich mich nicht erinnern wollte, aber erinnern musste, weil ich sonst nicht geglaubt hätte, dass ich all das tatsächlich erlebt hatte.

Und jetzt als ich hier sitze mit Lukas an meiner Seite und Menschen vorbeispazieren vor der Kulisse des Bodensees und alles so idyllisch wirkt, kann ich mir nicht vorstellen, dass das die gleiche Welt ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Menschen hier so ein Unglück auf demselben Planeten zulassen und akzeptieren möchten.

“Aïcha ist tot”, flüstere ich unnötigerweise.